Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 9

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665257

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gleich den Weg nach Hamburg, woran er sie erinnerte, bis sie den Kopf auf die Tischplatte sinken ließ und heiße Tränen ihren Augen entquollen. Heimweh, grenzenloses Heimweh und ein leidenschaftliches Verlangen nach dem verlorenen Geliebten überfiel sie hier in der Einsamkeit mit voller Wucht. Nichts hatte sie vergessen, trotz all der Jahre, die sie nun schon fern von der Heimat lebte, jeder Zärtlichkeit, jeden Blickes erinnerte sie sich und mußte sich wehen Herzens gestehen, daß dies für immer vorbei war, da sie selbst ihn doch aufgegeben. War es wirklich recht von ihr gewesen?

Plötzlich sah sie wieder das müde Gesicht ihrer Mutter mit dem herben Ausdruck in den Augen, wie sie ihr beim Abschied noch einmal nachblickten. Vielleicht würde sie sie nie wieder im Leben sehen, denn die letzte Nachricht von dem Anstaltsdirektor lautete nicht allzu günstig in bezug auf ihren Gesundheitszustand. Und dann mußte sie sich sagen, daß sie nicht den leisesten Versuch gemacht hatte, in diesem armen irregeführten Menschen auch nur ein Fünkchen von Liebe zu erwecken. Denn die kleinen monatlichen Geldbeträge von der Tochter würden ihr wohl einige Vergünstigungen in ihrer Verköstigung bringen, aber das würde sie gewiß ebenso stumpf hinnehmen, als wenn es nicht geschähe, weil nicht die Güte des freudigen Gebens dahinterstand.

An diesem Abend ging Christine unzufrieden mit sich und aller Welt zur Ruhe und hatte auch alle Hoffnung aufgegeben, daß das Leben für sie auch noch Freuden in Bereitschaft hielte.

(Fortsetzung folgt.)

Traumruf.

Mir war, als hört' ich eine Stimme,
Nicht fremd und auch nicht ganz vertraut,
Es klang ihr Trösten und ihr Mahnen
Wie Mutterwort und Heimatlaut.

Klang wie Verheißung bess'rer Zeiten,
Wie altes Weh und neues Glück,
Als kehrte, was ich einst besessen,
In reiner'm Glanze mir zurück.

Rudolf Hägni.

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

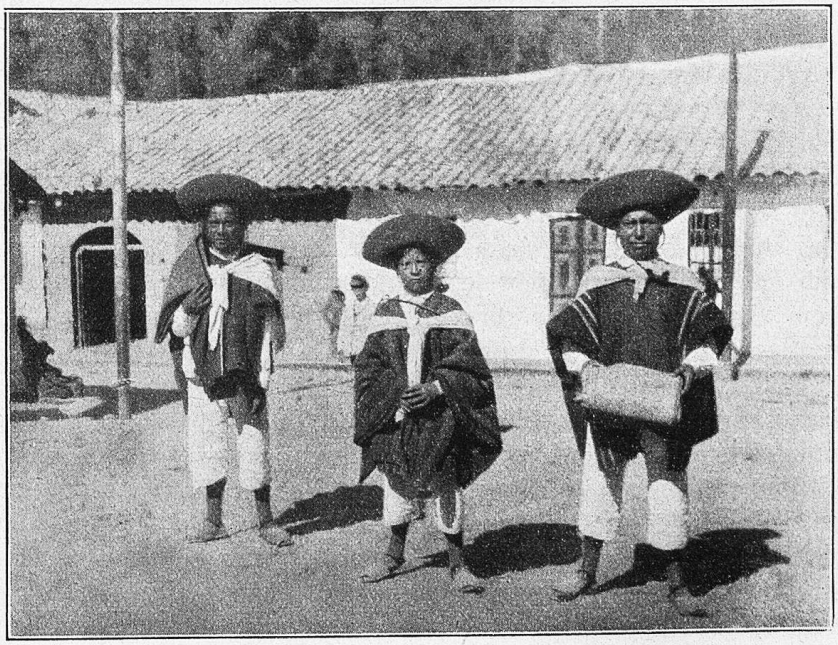
Von Dr. H. Hintermann. **(Fortsetzung.)**

Die Vollendung des Bahnbaues durch diese Hochbecken hat erfreulicherweise auch einer furchtbaren Tierquälerei ein Ende bereitet, über die gebildete europäische Reisende sich stets entsetzt haben. Als die Bahn nämlich noch nicht fuhr, wurden die Verbindungen mit der Küste durch zwei Arten von Postkutschen hergestellt. Das eine war ein großer, langsam fahrender Wagen, das andere dagegen die wohl doppelt so schnelle, äußerst solid gebaute Rapida. Welches Tempo diese letzteren mit ihren Maultieren einschlugen, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß man im Jahre 1905 mit ihnen an einem Tage die 160—180 Kilometer lange Strecke von Quito nach Riobamba fahren konnte. Man brauchte also damals nicht mehr Zeit mit dem Maultiergespann als heute mit der Eisenbahn! Welch tolle Fahrten dies freilich waren, geht aus einer Schilderung hervor, die Hans Meyer in seinem bekannten großen Werke „In den Hochanden Ecuadors" in höchst anschaulicher Weise bietet: „Am 5. August fuhren wir im nächtlichen Dunkel früh vor 5 Uhr von Quito ab. Zu sechs Personen saßen wir in dem seitlich nur mit Segeltuch verschließbaren Stellwagen; zwei Personen noch vorne bei den beiden Kutschern. Mit schrillem Geschrei und Gepfeife der beiden Kutscher galoppierten die sechs Mulas polternd durch die stille, schlafende Stadt. Draußen im tiefen Tufffand beginnt bald schwere Arbeit für die Tiere und ihre Lenker. Von Zeit zu Zeit wechseln die Kutscher miteinander ab; während der eine die Zügel führt, handhabt der andere die fünf Meter lange Peitsche. Bei starken Steigungen springt der letztere ab und bearbeitet die Tiere nebenherlaufend mit einer kurzen Hundepeitsche von der Seite. Trotz der schlechten Chaussierung und trotz der zahllosen scharfen Kurven am Rande der Abgründe wird nur auf den steilsten Stellen Schritt gefahren, bergab immer Galopp. In kurzem sind die zu äußerster Leistung angestrengten Tiere schaumbedeckt. Schweiß fließt in Strömen, untermischt mit Blut, denn kein Zaumzeug paßt, kein Kummet ist gepolstert. Die Widerriste sind darum fast bei allen Tieren offe-

nes wundes Fleisch, in dessen Löcher man die Faust legen könnte. Kein Wunder, daß jedesmal beim Einspannen auf den von etwa zwei zu zwei Stunden eingerichteten Relaisstationen sich wilde Szenen von Störrigkeit abspielen, bis schließlich doch die Peitsche oder das Lasso siegen."

Daß bei diesem unsinnigen Tempo die Fahrt auch für die Wageninsassen alles andere als ein Vergnügen war, versteht sich dabei von selbst. „Da macht der Wagen," schreibt Meyer weiter, „im sausenden Galopp oft Sprünge von 1—1½ Meter Länge und ½ Meter Höhe. Bei jedem Stoß stöhnt die ganze Fahrgesellschaft Au und Oh, die Kleinmütigen jammern, die Temperamentvollen fluchen, aber den Kutscher kümmert das alles nicht, er rast weiter und netzt von Zeit zu Zeit seine verstaubte, vom ewigen Schreien heisere Kehle mit einem kräftigen Schluck Chicha (Maisbier). Bei trockenem Wetter ist die wilde Jagd stets in eine dicke braungraue Staubwolke gehüllt, die allmählig alle Insassen wie Schornsteinfeger einschmutzt. Die Augen tränen vom Staub, und die über die Backen fließenden Tränen malen helle Streifen in dunklen Grund, so daß bald die ganze Gesellschaft aussieht wie tätowierte Indianer."

Wenn man solche Schilderungen liest, kommt einem eine Fahrt mit der Eisenbahn, die doch in Ecuador nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, direkt als eine Erholung vor. Gegen das Nordende der Latacungamulde zu steigt die Bahnlinie wieder stark an. Die Verbindung mit dem Becken von Quito wird hergestellt durch den 3604 Meter hohen Tipullopaß. Gegen diesen zu und in der Quitomulde selbst wird die Fahrt bedeutend interessanter. Zur Rechten tauchen nacheinander Cotopaxi, Ruminagui und Pasachoa, zur Linken Iliniza und Corazon auf. Allein obgleich diese Berge nahezu Montblanc-Höhe und darüber erreichen, zeigte außer dem 6005 Meter hohen Cotopaxi kein einziger eine Schneebedeckung. In ihrer Kahlheit und düster braungrünen Tönung, sowie mit ihren zum Teil bizarren Formen erwecken sie einen fremdartigen, um nicht zu sagen unheimlichen Eindruck. Die dunkeln Wolken und die Gewitterschwüle, die den ganzen Nachmittag über der Landschaft lagerten, und das mir unverständliche Ketschuageschwätz der Indianer im Wageninnern waren keineswegs dazu angetan, diesen Eindruck abzuschwächen. So war ich denn froh, als der Zug gegen fünf Uhr abends in den primitiven Bahnhof der ecuadorianischen Hauptstadt einfuhr. Da die Station selbst am Südrande der Stadt gelegen ist, mietete ich einen indianischen Träger, der mein umfangreiches Handgepäck, unter dem sich auch das Zelt und die ganze Bergausrüstung befand, nach dem Hotel schaffen sollte. Mit einem der modern, europäisch anmutenden Wagen der elektrischen Straßenbahn fuhren wir nach dem Zentrum der Stadt und standen bald vor dem Hotel Ecuador, das mir von einem Bekannten in Riobamba besonders empfohlen worden war. Der Wirt, ein älterer Junggeselle, der nebenbei auch noch den Rechtsanwaltberuf ausübt, empfing uns sehr freundlich und bot mir für zwei Sucres, d. h. einen halben Dollar, zwei große nach der Straße gehende Zimmer im ersten Stock an. Das Haus selbst besitzt einen geräumigen, jedoch überdachten Hof, um den herum sich breite Laubengänge aus Holz ziehen, die die Zugänge zu den einzelnen Zimmern vermitteln. Nachdem ich meine Sachen verstaut und die Überführung des noch am Bahnhof lie-



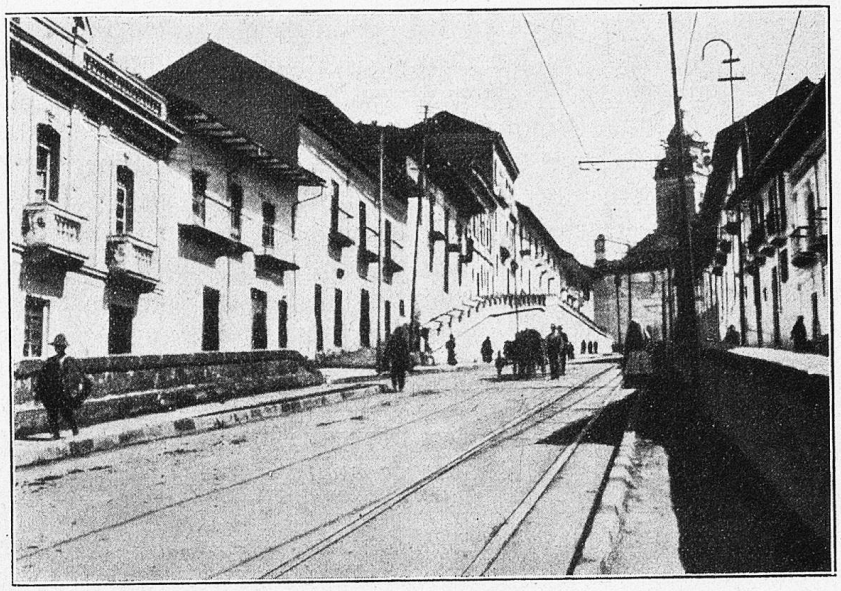
Quito. Indianische Tuchhändler aus dem Norden mit ihren selbstverfertigten Stoffen.

genden Hauptgepäckes angeordnet hatte, entschloß ich mich, vor dem Abendessen noch einen kleinen Rundgang durch die Stadt zu machen.

Quito, das gegenwärtig über 105,000 Einwohner zählt, liegt 2850 Meter hoch inmitten eines Kranzes malerischer Landhäuser an den Abhängen des erloschenen Vulkans Pichincha. Die Stadt hat mit ihren engen, aber gut gepflasterten Straßen, ihren zahlreichen Kirchen, Klöstern und palastartigen Gebäuden durchaus altspanisches Gepräge. Sieben Achtel ihrer Bevölkerung bestehen aus reinen Indianern und Mischlingen. Im Gegensatz zu Guayaquil finden sich in Quito, wie überhaupt auf der kühleren Hochebene, Neger äußerst selten. Das Straßenleben wird in erster Linie durch die meist in buntfarbige Ponchos gehüllten Indianer bestimmt. Fast immer sieht man diese, nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und die Kinder, mit schweren Bürden auf dem Rücken. Die Häuser Quitos erinnern mit ihren dicken Mauern und flachen Dächern lebhaft an Ortschaften im Engadin oder im Tirol. Der Hauptplatz des Ortes ist die sog. Plaza mayor, wo das Regierungsgebäude und die Hauptkirche steht. Dort befindet sich auch ein hübscher, sauber und gut gepflegter öffentlicher Garten, während sich rund herum Lauben mit Verkaufsläden und Wirtschaften anschließen. Im allgemeinen macht die Stadt Quito einen viel solideren und vornehmeren Eindruck als das an der Küste gelegene ewig unruhige Guayaquil. Seit der Reise Hans Meyers hat die Stadt auch in hygienischer Beziehung ganz entschiedene Fortschritte gemacht. Den stärksten Eindruck auf die europäischen Reisenden machte früher offenbar das Fehlen von Kanalisations- und Abortanlagen in den Häusern. Welch idyllische Zustände sich hieraus ergaben, geht sehr anschaulich aus dem Berichte Meyers hervor, der über die damaligen hygienischen Zustände folgendes berichtet: „Auch in der Landeshauptstadt Quito haben nur die wenigsten Häuser Aborte. Und da man weder Kanalisation noch Abfuhr kennt, so ist man notgedrungen auf ein anderes Abhilfsmittel verfallen, das für eine große Stadt mindestens sehr originell ist. Wenn man nämlich abends, bevor sich die Bewohnerschaft zur Ruhe begibt, durch die Straßen geht, begegnen einem ganze Karawanen von Kindern und Dienstboten, die, je ein oder zwei Nachtgeschirre tragend, zu einer der vielen Bachschluchten wandern, von denen ganz Quito durchzogen ist. Dort tritt einer nach dem andern an die eigens zu diesem Zwecke in der Mauerbrüstung angebrachte Bresche und entleert den Inhalt in den finsteren Abgrund. Ein Polizist steht daneben und wacht darüber, daß nicht gedrängelt wird, und darüber flimmert eine elektrische Bogenlampe in trübem, bleichem Licht. Die sonderbare Wallfahrt nach den Quebradas dauert ungefähr eine Stunde, dann ist es von halb 10 Uhr an einsam und still auf den Straßen."

Diese wenig erbaulichen Zustände scheinen nunmehr endgültig der Vergangenheit anzugehören. Wenigstens traf ich selbst in Quito nirgends mehr Häuser an, wo jene für europäische Begriffe unentbehrliche stille Klause gefehlt hätte. Die Guayaquil-Quito-Eisenbahn hat also auch in dieser Hinsicht die Hauptstadt Ecuadors der allgemeinen Kultur näher gebracht.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Weiterreise nach dem Oriente ohne einen besonderen Führer anzutreten und für die einzelnen Teilstrecken einfach die nötigen Lastmulas oder Träger zu mieten. Der freundliche Wirt im Hotel Ecuador, dem ich mein Vorhaben mitteilte, riet mir aber dringend davon ab, da dies zu gefährlich sei. Er erzählte mir auch so viele Räubergeschichten vom „Oriente", von den vielen Reisenden, die dort hinübergezogen und nicht mehr zurückgekehrt seien, von den Indianern, die Menschenfleisch fräßen, daß ich schließlich gleich ihm zu der Ansicht kam, ein zuverlässiger, wegekundiger Mann als Begleiter könnte unter Umständen sehr von Nutzen sein. Die Schwierigkeit bestand natürlich darin, in dem mir wildfremden Ort einen solchen zu finden. Allein der Zufall sollte mir in dieser Hinsicht schneller, als ich es dachte, zu Hilfe kommen. Da es im Hotel Ecuador keinerlei Verpflegung gab, kam ich am folgenden Morgen auf der Suche nach einem Frühstück in eine in der Nähe gelegene Wirtschaft. An dem Tische, an dem ich mich niederließ, saß bereits ein jüngerer Mann, der einen ziemlich vertrauenerweckenden Eindruck machte. Wir kamen miteinander ins Gespräch und bald erfuhr ich, daß der neue Bekannte ein stellenloser Ecuadorianer sei, der irgendeine ihm zusagende Beschäftigung suche. Im weiteren Verlaufe der spanisch geführten Unterredung stellte es sich heraus, daß er früher längere Zeit im Oriente drüben gelebt hatte und mit den Wegen



Straße in Quito.

und sonstigen Verhältnissen jenseits der Kordilleren gut vertraut war. Was mir besonders wertvoll schien, war der Umstand, daß er in dem kleinen Indianerdorfe Papallacta am Ostabhang der Ostkordillere einen Schwiegervater besaß, der dort Tenente politico, d. h. Regierungsstatthalter war. Die Zeugnisse, die er mir vorwies, lauteten sehr günstig und bestätigten, daß er bis vor kurzem als Beamter im ecuadorianischen Staatsdienste gestanden habe und allein infolge der von der Regierung beschlossenen Sparmaßnahmen entlassen worden sei. So lud ich ihn denn ein, mit mir ins Hotel zu kommen, wo wir die Reiseroute besprechen und über seine Anstellung als Führer unterhandeln wollten. Dort angekommen, ließ ich mir von meinem neuen Bekannten zunächst ein genaues Reiseprogramm, sowie einen Kostenvoranschlag für die ganze Reise bis zum Napo aufstellen. Aus der Besprechung ergab sich, daß wir zunächst eine Tropa von zwei Last- und zwei Reitmaultieren samt Arriero (Treiber) brauchten, um in zwei bis drei Tagen über Tumbaco-Pifo nach Papallacta zu gelangen. Da wenig unterhalb dieses in 3200 Meter Höhe gelegenen Dorfes die gebahnten Wege aufhören, sollten wir von dem genannten Orte die Tropa nach Quito zurücksenden und die Weiterreise durch den völlig menschenleeren Regenwald mit indianischen Trägern fortsetzen. Er selbst wollte mich bis Puerto de Napo begleiten, d. h. bis zu jenem Punkte, wo der Fluß beginnt auch für größere Kanus schiffbar zu werden. Von Puerto de Napo weg wollte er mit den Trägern zurückkehren, da es dort nicht schwer halten würde, die nötigen Yumbo-Indianer als Ruderer für die Fahrt flußabwärts bis Aguarico zu bekommen. An dieser Grenzstation, peruanisch Cabo Pantoja genannt, würde sich vielleicht Gelegenheit bieten, einen kleinen Dampfer bis Iquitos am oberen Amazonas zu bekommen. Die finanziellen Forderungen, die der Mann aufstellte, waren für europäische Begriffe recht bescheiden. Für die je nach Witterungs- bzw. Wegverhältnissen zehn bis zwanzig Tage dauernde Reise von Quito bis Puerto de Napo verlangte er nur siebzig Sucres. Ich anerbot ihm ohne weiteres hundert, weil mir diese Summe zu gering erschien und mir seine Führung, da er außer spanisch auch fließend Ketschua sprach, unter Umständen äußerst wertvoll sein konnte. Des ferneren versprach ich ihm, daß alles Geld ihm gehören werde, das in Puerto de Napo von dem von ihm berechneten maximalen Reisespesenbetrag übrig bleiben sollte. Auf diese Weise wollte ich verhindern, daß ich unterwegs von den einheimischen Trägern, Maultiertreibern und sonstigen Leuten, deren Dienste wir benötigten, im Einverständnis mit dem Führer überfordert würde. Meine Bedingungen erfüllten ihn mit großer Freude und er versprach, daß die ganze Reise zu meiner vollen Zufriedenheit verlaufen werde. Als ich mich jedoch von ihm verabschieden wollte, wurde er verlegen und meinte, daß es in Ecuador üblich sei, den Lohn bei Vertragsabschluß vorauszuzahlen. Darauf wollte ich mich natürlich nicht einlassen, allein nach einigem Zögern erklärte ich mich bereit, ihm auf sein ehrliches Gesicht hin die Hälfte des Betrages gegen Quittung auszuhändigen.

Der folgende Tag brachte Arbeit in Fülle. Vor allem mußte die Maultierkarawane gemietet und Lebensmittel eingekauft werden. Unter den letzteren spielten Reis, Zucker, Kaffee und Tee die Hauptrolle. Auf Anraten meines Führers nahmen wir auch einen Sack voll Pinol, d. h. geröstetes Maismehl mit, das sich in der Folge, namentlich wenn wir nicht abkochen konn-

ten, als sehr zweckmäßig erwies. Auf größere Mengen Brot mußten wir dagegen verzichten, da dieses in dem feuchtheißen Klima der Niederung doch bald verschimmelt wäre. Wichtig war dagegen die Mitnahme von Petrol, da ohne solches ein Anfeuern mit dem stets klitschnassen Holz in den Regenwäldern der Ostkordillere beinahe unmöglich, auf alle Fälle aber äußerst zeitraubend ist. Bei der Verproviantierung mußte auch darauf Bedacht genommen werden, daß von Papallacta weg während ein bis zwei Wochen noch mindestens drei Träger mitverpflegt werden sollten, während für den Übergang über das menschenleere Huamanigebirge außer meinem Führer und mir nur noch der Maultiertreiber in Frage kam.

Der Tag vor der Abreise brachte außer neuer Arbeit noch eine Überraschung, die den Aufbruch beinahe verunmöglicht hätte. Den ganzen Vormittag brauchte ich zum Einpacken der zahlreichen völkerkundlichen Sammlungsgegenstände, die ich hauptsächlich in Riobamba unten von Jivaro-Indianern eingetauscht hatte, die mit Medizinalpflanzen von ihren Wohnsitzen am Rio Pastaza nach dem Orte gekommen waren. Den Nachmittag benötigte ich zur Erledigung der letzten Korrespondenzen nach Europa, denn aller Voraussicht nach würde sich bis zu meiner Ankunft in Iquitos am Amazonas wohl keinerlei Möglichkeit zur Briefbeförderung bieten. Punkt vier Uhr abends sollte mein Führer nach dem Hotel kommen, um mir bei den letzten Vorbereitungen zum Aufbruche zu helfen. Allein die vereinbarte Stunde war längst vorbei, ohne daß der Mann erschienen wäre. Als es fünf Uhr schlug, wurde ich mißtrauisch. Irgend etwas mußte nicht in Ordnung sein, und ich befürchtete stark, einem Betrüger zum Opfer gefallen zu sein. Da mir seine Adresse bekannt war, machte ich mich sofort auf, um persönlich Nachschau zu halten. In der Wohnung angekommen, traf ich niemand als den jüngeren Bruder des Gesuchten. Auf meine Frage: Onde esta el hermano? (Wo ist der Bruder?) wurde der Bursche äußerst verlegen und antwortete zunächst nicht. Als ich energischer in ihn drang, erklärte er, der Bruder sei plötzlich erkrankt, er werde aber dessenungeachtet am nächsten Tage pünktlich antreten. Beides kam mir im höchsten Grade verdächtig vor, denn der Mann war um die Mittagstunde noch bei mir gewesen, um das Geld für einige letzte Einkäufe in Empfang zu nehmen. War er aber wirklich krank, so war es unwahrscheinlich, daß er am folgenden Tage wirklich erscheinen werde, wie man mir glauben machen wollte. Natürlich verlangte ich nun zu wissen, welcher Art diese plötzliche Krankheit sei. Auf meine Frage gab mir der Bursche die merkwürdige Antwort, sein Bruder habe die Pest. Zunächst erschrak ich nicht wenig, denn es war mir wohl bekannt, daß gelegentlich Pestfälle aus dem tropischen Tieflande nach der Hochebene hinaufgeschleppt werden. Allein die Sache erwies sich bei näherer Überlegung so unwahrscheinlich, daß ich mehr und mehr die Überzeugung gewann, es mit gewöhnlichen Betrügern zu tun zu haben. Aus diesem Grunde wurde ich bedeutend energischer, faßte den Burschen am Kragen und drohte mit sofortiger Anzeige, wenn er nicht unverzüglich mit der Wahrheit herausrücke. Derart in die Enge getrieben, gestand mir der Junge schließlich unter Tränen, daß sein Bruder im Polizeigefängnis sitze, wohin er heute nachmittag infolge eines Diebstahls eingeliefert worden sei. Das war schlimm, weit schlimmer als ich gedacht, und in Europa wäre ein solcher Fall natürlich hoffnungslos. Ich entschloß mich, sofort persönlich zum Polizeipräsidenten zu gehen, um zu sehen, was zu machen sei. Das Gefängnis selbst lag an der Westseite der Stadt, kaum zehn Minuten von der Wohnung meines Führers entfernt. Von außen machte das Gebäude einen recht düsteren Eindruck, es war schon alt und schien früher ein Kloster gewesen zu sein. Im Innern herrschte trotz der späten Nachmittagsstunde ein unheimlicher Betrieb. Auf meinen Wunsch führte mich ein Polizist zum Polizeipräsidenten selbst. Dieser empfing mich sehr zuvorkommend, und ich legte ihm in wohlgesetzter förmlicher Rede meinen Fall dar. Aus der Antwort des Gestrengen entnahm ich, daß die Angabe des jungen Burschen tatsächlich stimmte. Mein Führer war am Nachmittag verhaftet worden, angeblich wegen Diebstahls in einem Lebensmittelgeschäfte. Ob die Sache wirklich stimmte, vermochte ich natürlich nicht zu beurteilen. Auf meinen Wunsch nach einem möglichst raschen und summarischen Verfahren wurde der Angeschuldigte aus seiner Zelle vorgeführt und nach kurzem Verhöre freigelassen. Diese Lösung kam so überraschend schnell, daß ich zunächst nicht wußte, was ich mit dem Manne nun beginnen sollte. Wohl schien es mir ein etwas gefährliches Unterfangen, mit

einem Menschen allein in die Wildnis hinaus zu ziehen, der vor kaum einer halben Stunde noch hinter schwedischen Gardinen gesessen hatte, in eine Wildnis zudem, in der kein Hahn danach krähte, wenn ich eines schönen Morgens nicht mehr erwachen würde. Allein anderseits war mir ebenso klar, daß ich ohne Führer nicht gut abreisen konnte und daß bei der Suche nach einem neuen viel wertvolle Zeit verloren ginge. So entschloß ich mich denn, den Versuch zu wagen, aber dabei einige Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, die mir besonders zweckmäßig schienen. Vereinbarungsgemäß hätte der Mann den Rest seines Lohnes bei unserer Trennung in Puerto de Napo erhalten sollen. In einer neuen Unterredung mit dem Polizeipräsidenten bat ich nun diesen, den Betrag in Verwahrung zu nehmen und ihn meinem Führer nur auszuhändigen, wenn dieser nach seiner Rückkehr eine von mir unterzeichnete Bestätigung treuer Pflichterfüllung vorzuweisen vermöge. Der Polizeipräsident fand mein Mißtrauen begründet und erklärte sich gerne bereit, das Geld gegen Quittung in Verwahrung zu nehmen. Nach einigem Zögern war auch der Freigelassene mit dieser Lösung einverstanden, und unserer Abreise am folgenden Tage stand nunmehr kein weiteres Hindernis im Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Der gründliche Peter.

Den Peter, es zieht ihn, es lockt ihn hinaus.
In Fernen, in Weiten, da weiß er ein Haus.
Da wartet ein Liebchen in blühendem Glück;
Doch Peter nicht jagt es durch Dünn und durch Dick.
Er sendet viel Boten, daß brächten sie Kund',
Bald, bald, daß er komme, wenn alles erst rund.
Er sendet viel Boten zu werben das Glück;
Denn Peter, bedächtig, fügt Stück gern zu Stück.
Es bleibt durch die Jahre sein Hoffen wohl reg,
Ist recht nur die Stunde, so macht er den Weg.
Es wirkt aus der Ferne ein Stocken, ein Zug,
Doch hält an dem Flecke noch immer genug.
Noch ist ihm zu schaffen erst dieses und das,
Der Weg heut zu trocken und morgen zu naß,
Die Schuhe geschmiert nicht und was noch für Grund;
So müht sich der Peter und müht sich fast wund.
Das geht so manch Jährchen, nun hat er es bald,
Wird auch schon ein bißchen das Jugendblut kalt,
Und war doch noch immer nicht alles bedacht,
Was richtig sein sollte, nicht fertig gemacht.
Wie sehr es auch lockt, wie sonnig rings schien
Die Welt in dem fröhlichsten, buntesten Blüh'n,
Der Peter, er dachte: In Treu nur getan!
Hab' hier ich erst Ordnung, ist frei jede Bahn.
Der Wind wehte fröhlich, der Himmel blieb blau,
Dem Peter ihm wurden die Haare schon grau.
Er merkt es mit Schrecken, ließ liegen, ließ steh'n,
Rannt' holter di polter durch Täler, auf Höh'n,
Keucht' an bei dem Häuschen, das gar nicht so fern:
Da endlich, mein Liebchen, da endlich, mein Stern!
Das Liebchen sprach lachend: Ich hab's doch gedacht,
So lang ich gewartet, du kämest zur Nacht,